



## Leipzig 1968

Unser Protest gegen die  
Kirchensprengung und  
seine Folgen



Stefan Welzk

**Leipzig 1968**

Unser Protest gegen die Kirchensprengung und seine Folgen

Schriftenreihe des Sächsischen Landesbeauftragten für die  
Stasi-Unterlagen  
Band 11

**Folgende Bände sind erschienen:**

- Band 1** Achim Beyer: 130 Jahre Zuchthaus. Jugendwiderstand in der DDR und der Prozess gegen die »Werdauer Oberschüler« 1951, 2003, 3. Auflage 2008, 112 Seiten, ISBN: 978-3-374-02070-6
- Band 2** Regine Möbius: Panzer gegen die Freiheit. Zeitzeugen des 17. Juni 1953 berichten, 2003, 176 Seiten, ISBN: 978-3-374-02084-3
- Band 3** Lenore Lobeck: Die Schwarzenberg-Utopie. Geschichte und Legende im »Niemandland«, 2004, 3. Auflage 2005, 192 Seiten, ISBN: 978-3-374-02231-1
- Band 4** Jens Niederhut: Die Reisekader. Auswahl und Disziplinierung einer privilegierten Minderheit in der DDR, 2005, 152 Seiten, ISBN: 978-3-374-02339-4
- Band 5** Jürgen Gottschalk: Druckstellen. Die Zerstörung einer Künstler-Biographie durch die Stasi, 2006, 120 Seiten, ISBN: 978-3-374-02361-5
- Band 6** Jörg Rudolph, Frank Drauschke und Alexander Sachse: Hingerichtet in Moskau. Opfer des Stalinismus aus Sachsen 1950–1953, 2007, 192 Seiten, ISBN: 978-3-374-02450-6
- Band 7** Martin Jankowski: Der Tag, der Deutschland veränderte. 9. Oktober 1989, 2007, 2. Auflage 2009, 176 Seiten, ISBN: 978-3-374-02506-0
- Band 8** Jens Schöne: Das sozialistische Dorf. Bodenreform und Kollektivierung in der Sowjetzone und DDR, 2008, 2. Auflage 2011, 176 Seiten, ISBN: 978-3-374-02595-4
- Band 9** Hrg. von Sebastian Pflugbeil: Aufrecht im Gegenwind, Kinder von 89ern erinnern sich, 2010, 2. Auflage 2011 400 Seiten, ISBN 978-3-374-02802-3
- Band 10** Thomas Mayer, Helden der Friedlichen Revolution. 18 Porträts von Wegbereitern aus Sachsen, 2009, 2. Auflage 2009, 160 Seiten, ISBN: 978-3-374-02712-5

Der Sächsische Landesbeauftragte für die Unterlagen des  
Staatssicherheitsdienstes der ehemaligen DDR

Stefan Welzk

# Leipzig 1968

Unser Protest gegen die Kirchensprengung und seine Folgen



EVANGELISCHE VERLAGSANSTALT  
Leipzig

Die Deutsche Bibliothek – Bibliographische Informationen  
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen  
Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Daten sind im Internet  
über <http://dnb.ddb.de> abrufbar

2., korrigierte Auflage 2011

© 2011 by Evangelische Verlagsanstalt GmbH, Leipzig

Printed in Germany · H 7423

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt.  
Jede Verwertung außerhalb der Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne  
Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar.

Gesamtgestaltung: behnelux gestaltung, Halle/Saale

Umschlagfoto: Arich: Gudrun Vogel / Foto: Ullrich

ISBN 978-3-374-04992-9

[www.eva-leipzig.de](http://www.eva-leipzig.de)

[www.lstu-sachsen.de](http://www.lstu-sachsen.de)

Für Annerose, Günter und Charly,  
die in der Haft schlimm gelitten haben.



## Inhalt

Vorwort	11
Ausbruch	15
Kinder, Kader, Kommandeure –	
Wirrungen eines politisch Frühreifen	20
Die Romantik der Resistance	25
Bitterfelder Impressionen	29
Die wunderbaren Jahre	34
Die Sprengung	51
Der Protest	59
Verfemt und überwacht –	
Kontaktaufnahme zu einem Poeten	61
Kongresshalle tobt. Stasi im Jagdfieber	66
Navigare necesse est. Die Flucht	75
Türkische Sicherheit. Istanbuler Episoden	88
Drüben	100
Startversuche	106
APO	113
Traumzeit in der Denkfabrik	115
Fluchthunger	122
Zugriff. IM Boris Buch	125
Operativ-Vorgang Atom – »CIA-Agent von Weizsäcker«	132
Katastrophe	137
Honeckers staatsgefährdender Menschenhandel	140

»Alle Oppositionellen in die SED!« –	
Stasi-Neurosen und Ermittlungsblockaden	142
Die Tragödie eskaliert	150
Vollzug	156
Verzweiflung	164
Entlassen	170
Forschungsversuche	177
Exkurs: Peter Huchel – das Wiedersehen	180
Sozialistischer Realfeudalismus –	
paradoxe Modernisierungsfälle	185
Überlebt die Wohlstandsdemokratie?	189
»Am Grunde der Moldau wandern die Steine ...«	192
Wendeschauer	197
Tiefschlag	205
Bilanz	211

AN DIESER STELLE STAND DIE  
UNIVERSITÄTSKIRCHE ST. PAULI  
ERRICHTET ALS KIRCHE DES DOMINI-  
KANERKLOSTERS WAR SIE SEIT 1543  
EIGENTUM DER UNIVERSITÄT. SIE  
ÜBERSTAND ALLE KRIEGE UNVERSEHRT

---

AM 30. MAI 1968  
WURDE DIE UNIVERSITÄTSKIRCHE  
— GESPRENGT —  
DIESEN AKT DER WILLKÜR  
VERHINDERTEN WEDER DIE  
STADTVERORDNETEN  
NOCH DIE LEIPZIGER  
UNIVERSITÄT —  
SIE WIDERSTANDEN NICHT DEM DRUCK  
EINES DIKTATORISCHEN REGIMES

Gedenktafel zur Erinnerung an die Sprengung



## Vorwort

»Ich habe [...] auch Steine geworfen. Allerdings auf sowjetische Panzer, die 1968, Richtung Prag, durch Zwickau rollten. Aber das hat im Westen keiner mitbekommen. Wir kannten die Bilder aus dem Westen, zum Beispiel dieses berühmte Spruchband ›Unter den Talaren Mief von tausend Jahren‹. Aber das Transparent, das im Juni 1968 in Leipzigs Kongresshalle runtergelassen wurde, das kennt im Westen niemand. [...] Was meinen Sie, was da los war, wie das provoziert hat. Aber die Bilder unseres Protestes landeten in den Archiven der Stasi, nicht in Zeitungsredaktionen.« So blickte der Bürgerrechtler und spätere Bundestagsabgeordnete Werner Schulz 2001 in einem Spiegel-Interview unter dem Titel »Ohne '68 kein '89« auf den Protest gegen die Kirchensprengung im Jahr 1968 zurück.

Das Jahr 1968, das in der Bundesrepublik gemeinhin mit den Studentenprotesten assoziiert wird, bedeutet für jene, die diese Zeit in der DDR erlebt haben, oft etwas ganz anderes. Neben dem Prager Frühling, der für viele ein Hoffnungszeichen war und vieles in Gang setzte, war der Protest gegen die Kirchensprengung, Jahre nach dem Mauerbau, in einer Zeit, in der sich die Machtstrukturen verfestigt hatten, in der es kaum öffentlich wahrnehmbaren Protest gab, ein Hoffnungszeichen, dass sich auch in der DDR Widerspruch und Gegenwehr gegen das übermächtig scheinende System regte. Die Plakataktion hatte Strahlkraft, gleichzeitig war sie nur die Spitze des Eisbergs. Die oppositionelle Protestkultur, die sich vielerorts in der DDR in alternativen Lesezirkeln, in Gesprächskreisen und Künstlergruppen auslebte, blieb meist im Verborgenen. Nur wenig davon drang an die Öffentlichkeit. Das Protestplakat blieb eine Ausnahme. Wollen wir heute etwas über jene politische Subkultur erfahren, bleiben die Erinnerungen der Beteiligten, oft nur die Stasi-Akten.

Stefan Welzk, einer der Hauptakteure des Kirchenprotestes, hat sich auf Spurensuche begeben und die damaligen Geschehnisse – ihre Vorboten und Folgen in die Gegenwart zurückgeholt. Er hat mit Beteiligten gesprochen, Akten studiert und die eigenen Erinnerungen zu Papier gebracht. Ihm ist es zu verdanken, dass wir in der vorliegenden Publikation einen atmosphärisch dichten Einblick in die 1950er und 1960er Jahre erhalten, dass wir einen Eindruck von der massiven politisch-ideologischen Umformung der Gesellschaft bekommen. Dank seiner Schilderungen erfahren wir von den vielfältigen Verweigerungstaktiken der aufmüpfigen Jugendlichen, vom Witz und Esprit ihrer Lebenshaltung, die schließlich auch in der mutigen Plakataktion Niederschlag fand. Wir werden hineingezogen in die Protestaktion, in die Vorbereitung und deren Geheimhaltung. Wir begeben uns mit dem Autor auf die Flucht in die Türkei übers Schwarze Meer und erfahren davon, wie der Neuanfang im Westen verlief. Stefan Welzk erzählt aber nicht nur von sich, sondern vor allem von denen, die später in den Fokus der Staatssicherheit gerieten und jahrelang unter Repressionen zu leiden hatten. Es wirkt beinahe wie eine makabere Kehrseite der erfolgreichen Aktion, dass die Hauptakteure des Protestes nie von der Staatssicherheit gefasst wurden, währenddessen dafür Freunde und Bekannte unter fadenscheinigen Vorwürfen stellvertretend zur Verantwortung gezogen wurden. Hätten die späteren Stasi-Ermittlungen nicht so fatale Folgen gehabt, so könnte man die Berichte über Stefan Welzk als Zentrum eines CIA-Schleusernetzwerkes heute als überzeichnete, nicht ernstzunehmende Phantastereien belustigt zur Seite legen. Bedauerlicherweise waren die Konsequenzen, die aus den Ermittlungen gezogen wurden, andere und die Folgen für die Betroffenen überaus schwerwiegend. Letztlich waren es inoffizielle Mitarbeiter der Staatssicherheit, die die entscheidenden Hinweise lieferten und die Verfolgungsmaschinerie

in Gang setzten. Stefan Welzk zeigt minutiös, wie aus unbeachteten Äußerungen und falschen Vertraulichkeiten Freunde belastet wurden und die Spur schließlich zu den Protagonisten des Protestes führte.

Das vorliegende Buch bietet einen Blick auf verschiedene Biografien, die sich im Jugendalter im subkulturellen Milieu überschneiden. Auch wenn die einzelnen Lebensgeschichten sich später in ganz unterschiedliche Richtungen entwickelten, entwickeln mussten, so ist ihnen allen die Sehnsucht nach Freiheit und ein wacher, widerständiger Geist eigen. Wie diese Lebenshaltung und die DDR-Prägung sich später im bundesdeutschen Alltag niederschlugen, welche Möglichkeiten und Grenzen es gab, zeigt Stefan Welzk auf spannende Weise. Dabei führt seine Betrachtung bis in die Gegenwart.

Nicht zuletzt ist die vorliegende Publikation auch ein Beitrag zu einem behutsamen Umgang mit Vergangenheit und eine Reflexion über die Deutungshoheit von Geschichte. Stefan Welzk zeigt auf eindrückliche Weise, dass sich nur in Verbindung von Aktenstudium und den persönlichen Erfahrungen der Beteiligten ein realitätsnahes Bild der Vergangenheit zeichnen lässt. Geschichte lässt sich nicht gegen, sondern nur mit den Hauptakteuren schreiben. Sobald bewusst verschiedene Komponenten ausgeklammert werden, entstehen Schief lagen, die für Beteiligte und Betroffene gravierende Folgen haben.

Es ist dem Autor zu danken, dass er sich dieser Herausforderung gestellt hat. Den Betroffenen ist zu danken, dass sie für Gespräche Zeit und Kraft gefunden haben, dass sie Dokumente und Fotos zur Verfügung gestellt haben. Ebenso ist der Bundesbeauftragten für die Stasi-Unterlagen, dem Universitätsarchiv Leipzig und dem Paulinerverein für die Unterstützung bei der Recherche zu danken.

Möge dieses Buch dazu beitragen, das Wissen über den Widerstand in der DDR facettenreicher zu machen. Fern jeder öffentlichen Wahrnehmung gab es Menschen, die widerstanden haben, die sich dem Mitmachen verweigert haben, die mit viel Lebenslust und Humor alternative Wege gegangen sind.

Widerstehen war möglich, doch oft war der Preis dafür sehr hoch!

Dr. Nancy Aris

Stellvertretende Sächsische Landesbeauftragte  
für die Stasi-Unterlagen

## Ausbruch

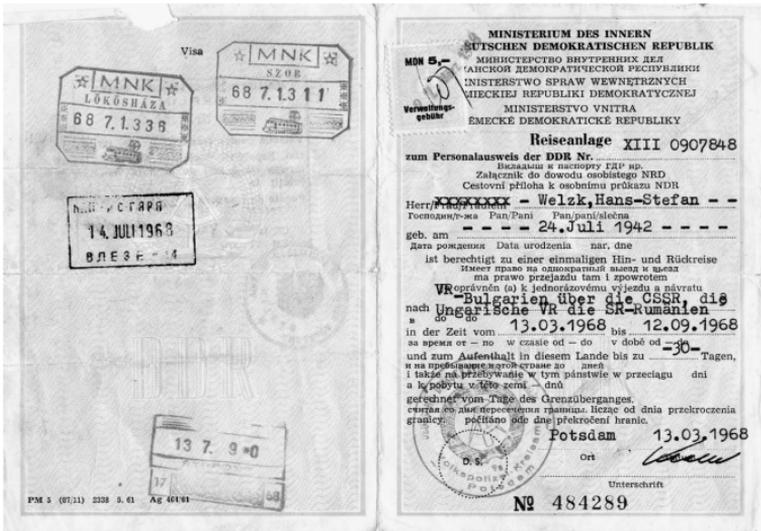
Da raus? Mit einem schon halb ramponierten Faltboot? In diese Wellen? Schwärzer konnte auch das Schwarze Meer nicht sein. Erst kurz vorm Strand brachen die hohen Schaumkronen seltsam hell aus dem Dunkel. Da draußen, Hunderte von Kilometern weg, die Türkei. Hinter uns die Stasi. Fingerabdrücke gab es zur Genüge. Es konnte nur eine Frage von Wochen sein. Es war mein Geburtstag. Tschornoje Morje – ein launiges, unberechenbares Teufelsmeer sei das, hatten mir Bulgaren gesagt. Morgen Abend also. Da war Neumond. Das versprach Unsichtbarkeit.

Das Faltboot war offenbar nicht fürs Meer gebaut, nicht für dieses Wetter. Bei Probefahrten hatten die kurzen, halbmeterhohen stoßartigen Wellen Nieten aus dem Holz des Gestänges gedrückt, Scharniere zerrissen. In einer Tankstelle hinterm Campingplatz hatten Harald und ich das Ganze mit viel Draht wieder zusammengeffickt. Es sah hanebüchen aus, doch die nächsten Probefahrten hielt das Konstrukt. Offenbar war es flexibler geworden gegen die Wellenstöße.

Ich hatte mich verquatscht. Kollegen im Akademie-Institut für Geomagnetismus in Potsdam hatten von einer unglaublichen Protestaktion gegen die Sprengung der gotischen Universitätskirche in der Woche zuvor in Leipzig erzählt. Ein Tuch mit Protestspruch und Kirchenbild habe sich in einem Konzertsaal oder einer Kirche beim Bedienen der Orgel gesenkt. Ich präziserte: Das sei in der Kongresshalle gewesen, und nicht von der Orgel, sondern auf offener Bühne, vor den Augen von Ministern und Westjournalisten, vor deren Kameras, etwa zwei mal drei Meter, ein gelbes Tuch, mit schwarzen Strichen. Darauf die vor drei Wochen gesprengte, im Krieg unversehrt gebliebene Kirche, neben dem Dachreiter die Jahreszahl »1968« und ein Kreuz, darüber 1240\*, und unten in balkengroßen Lettern die Schrift »Wir FORDERN WIEDERAUFBAU!«.

Einer der Kollegen bei dieser Unterhaltung hatte das »Bonbon« am Revers, das ovale Parteiabzeichen, freilich ein schlichter, gutmütiger Typ, so schien es mir damals. Doch beflissen hat er als IM Omega seine Spitzelberichte geschrieben. Auch Treumann war im Raum, Rudolf Treumann. Sein Gesicht wurde aschfahl. Er hatte das Transparent gemalt, auf dem Fußboden meines Zimmers in Potsdam, nach einer Postkarte. Harald hatte den Zeitauslöser konstruiert und ich das Ganze dann über der Bühne der Kongresshalle in Leipzig angebracht. Nichts, so glaubte ich, war jetzt eben von mir gesagt worden, was nicht einer aus dem Publikum im Saal hätte sehen können. Und schließlich war ich Leipziger. Doch die Zahl 1240 war gar nicht zu sehen gewesen. War sie hinter der Bühnenumrandung geblieben? Oder hatte Rudolf sie entgegen unserer gemeinsamen Erinnerung gar nicht aufgemalt auf das Tuch? Und an dem Tag hatte ich gefehlt am Institut. Auch meine Erzählweise war irgendwie auffallend gewesen, zu begeistert vielleicht und zugleich zu genau. Rudolf hatte zwei kleine Kinder. Ein Fluchtversuch kam für ihn damals nicht infrage. Niemand außer mir wusste von seiner Beteiligung. Und ich war mir sicher, zu sicher, im Ernstfall ihn nicht preiszugeben, zu behaupten, ich selbst hätte das Transparent gemalt. Wenn man so was machte in der DDR, hatte man irgendwie abgeschlossen. Folter in der Tradition von Stalins NKWD hielt ich für unwahrscheinlich in dieser Zeit und hoffte – sollte ich mich irren – auf eine Chance zum Ausstieg. Doch keiner kann wissen, was er letztlich im Stasi-Verhör preisgibt, bei noch so felsenfester Entschlossenheit zur heroischen Selbstaufgabe.

Gut, dass eine Flucht bereits angedacht war, seit langem schon, noch vor dem Aufkommen der Kongresshallenidee. Reisegeheimnisse, »Anlagen zum Visa-freien Reiseverkehr«, wie das DDR-amtlich hieß, hatte ich für Ungarn und Bulgarien seit Monaten schon im Schreibtisch. Diese Zettel vergab man



Reiseanlage für den angeblichen Sommerurlaub in der Volksrepublik Bulgarien

anstelle in einen Pass zu stempelnder Ausreisevisa. Denn Pässe pflegte die DDR ihren Insassen im Normalfall nicht auszu-händigen, wegen »Missbrauchsgefahr«. Beantragt hatte ich diese Genehmigungen mit getürkten Einladungsbriefen von nichtexistenten Freunden aus diesen Ländern, selbst von dort aus geschrieben im Jahr zuvor.

Wie ich war Harald Doktorand der Akademie in Potsdam, am Institut für Gravitationsforschung. Wir kannten uns schon vom Physikstudium und von unseren subversiv-sub-kulturellen Abenden in Leipzig. Er war mit der faltboot-Idee gekommen, ein paar Wochen vorher. Seit Jahren schon besaß er das Boot, mit aufsetzbarem Mini-Motor, Besegelung und Seitenschwertern, hatte lange Fahrten auf der Weichsel und auf Binnenseen hinter sich. Aufs Meer, auf die Ostsee, durfte man nicht mit einem faltboot. Das galt schon in unmittelbarer

Strandnähe als versuchte Republikflucht. Und wie eine ferne Straßenbeleuchtung sah man nachts auf Rügen und dem Darß vom Strand die Lichterkette der Wachboote.

Ursprünglich hatte ich über die Ostsee schwimmen wollen, zumindest die 17 Kilometer zum Feuerschiff Gedser. Das war dänisch. Einen Schwimmer würden sie nachts nicht entdecken. Wenn Hochtrainierte den Kanal zwischen Calais und Dover schaffen, warum sollte ich nicht die halbe Entfernung in der milderen Ostsee bewältigen können? Voraussetzung war freilich ein Wärmeschutzanzug aus dem Westen. Den hatte ich noch nicht. Doch fast jeden Abend hatte ich trainiert, hatte im Seddiner See südlich von Potsdam meine Runden gezogen, im milden Dämmerlicht bis zur tiefen Dunkelheit. Die Fischer kannten mich schon alle, sprachen mich an aus ihren Booten. »Ich trainiere für eine Wette«, hatte ich sie beschieden. Doch ein Schulfreund, Seemann, Hochseefischer der DDR-Flotte, warnte eindringlich: Mehrere Zwangsschifffahrtswege kreuzten sich am Feuerschiff. Ich würde untergepflügt werden, ohne dass irgendjemand etwas bemerke. Die Schiffahrtsdichte dort sei zu hoch. Ausweichen wäre chancenlos, die Schiffe seien viel zu schnell. Ich hatte auch keine Ahnung, ob dieses Feuerschiff überhaupt bemannt war, und wenn, ob ich eine Chance hätte, hochzukommen aus dem Wasser, ob es da ständig eine erreichbare Leiter gab oder ob sie einen Schwimmer bemerken würden. Die Vorstellung, bis zum bitteren Ende ungesehen das Feuerschiff schwimmend zu umkreisen, war nicht erbaulich. Noch ein Gegenargument kam hinzu. Wer wegen versuchter Republikflucht verurteilt worden war, bekam keine Reisegenehmigung mehr in die sozialistischen Bruderländer. Also war es sinnvoll, zunächst einen Versuch über deren Grenzen zu wagen. Wenn das schiefginge, bliebe nach der Haft noch immer die Ostsee.

So war ich dankbar, als Harald vorschlug, es übers Schwarze Meer zu versuchen. In meiner Zeit als Hilfsassistent am

mathematischen Institut der Universität Leipzig war er mir beim Korrigieren von Übungen als Hochbegabung aufgefallen und ich hatte Professoren auf ihn hingewiesen. Die Kongresshallen-Aktion hat uns dann zusammengeschweißt. Eng befreundet war ich lange schon mit seinem Cousin Günter Fritzsch, einem meiner Kommilitonen. Er hatte mich, den Atheisten, immer wieder mitgeschleppt zu Abenden der Studentengemeinde, wenn kulturelle und ideologische Konterbande geboten wurde. Unser eigener Kreis, 20 bis 30 ideologisch abtrünnige Gestalten, zunächst nur Physikstudenten, dann quer durch die Fakultäten, angewidert und gedemütigt von einer primitiv verlogenen Propaganda, traf sich seit langem in lockerer Regelmäßigkeit in wechselnden Wohnungen zu Lesungen gemeinhin nicht verfügbaren Schrifttums und zu Diskussionen: Milovan Djilas, Leszek Kołakowski, Robert Havemann, Pasternak und Solschenizyn, Camus, Sartre und Popper und die »Gruppe 47«. Kurzum, alles, was gebannt war, unerwünscht oder verboten, faszinierte. Wir lebten in provokanter Leichtfertigkeit. Wir verstanden uns klar als Gegenkultur. Der Kreis uferte aus. Politisch exponierte Pfarrer wurden zu Vorträgen eingeladen und Dozenten diverser Fakultäten. Am Rande waren die Abende zugleich Umschlagplätze für »Spiegel« und »Zeit« und was immer an verfemten Druck- Erzeugnissen so kursierte. Wenn um die 20 Personen gen Mitternacht sich die Treppen von Mietshäusern behutsam, doch unüberhörbar herunterbewegten, das musste doch längst aufgefallen sein, so dachten wir. Auch in meinem Fünfeckigenhaus wohnten nicht wenige Regimetreue, die zu den einschlägigen Feiertagen flaggten. Doch in den Stasi-Akten fand sich später nicht der geringste Hinweis auf diese Abende. Die politisch brisanteren Gespräche beschränkten wir freilich auf einen engeren Kreis.

## **Kinder, Kader, Kommandeure – Wirrungen eines politisch Frühreifen**

Dann, 1968 die Kirchensprengung. Mit Kirche hatte ich zunächst wenig am Hut. Ich bin weder konfirmiert noch getauft. Früh ab sechs hatte meine Mutter an ihrem Volljährigkeitsgeburtstag einst am Standesamt angestanden, um auszutreten aus der Kirche. Noch immer erzählte sie von den Misshandlungen durch den Pfarrer im Religionsunterricht. Ihre erstaunten Fragen zu den Wundern in der Bibel wurden mit Schlägen des Lineals auf die ausgestreckt darzubietenden Finger bestraft. In redlicher Überzeugung hatte ich mich der sozialistischen Jugendweihe unterzogen. Mein Grundschulzeugnis fiel freilich derart dürftig aus, dass die Bewerbung auf einen Platz an der Oberschule gar nicht erst infrage kam. Unserer Mutter war ihr heißer Wunsch auf ein Studium versperrt geblieben. Aufgewachsen bei einer krankhaft geizigen Großmutter – Besitzerin von drei Mietshäusern im proletarischen Leipziger Osten, den Schrank halbvoll mit kleinen Säckchen gefüllt mit Goldmünzen – war sie dort fast verhungert und grausam misshandelt worden. Trotz eindringlicher Hausbesuche des Schulleiters hatte ihr diese Großmutter das Lyzeum verboten: »Die soll Strümpfe stopfen lernen!« Nun drohte ihr Traum, wenigstens ihre Kinder würden studieren können, an meinen miserablen Noten zu scheitern. Und so schrieb sie schließlich an Wilhelm Pieck, den Staatspräsidenten, kurz vor Beginn des Schuljahres. Mein Vergnügungsleben bei den Jungen Pionieren wurde zum politischen Engagement umgelogen. Bitterlich beklagte sie, dass sie selbst vorm Krieg als Arbeiterkind trotz Einsatz des Schuldirektors nicht hatte studieren dürfen und nun, in der neuen Ordnung, erleben müsse, dass ihr Sohn außen vor blieb. Die Aufnahmekommission habe meine frühe politische Reife nicht hinreichend gewürdigt, so befand bald

die Präsidialkanzlei. Der Präsident setze hohe Erwartungen in meine politische Entwicklung. Ich denke, ich bin dem gerecht geworden.

Ich durfte antreten an der »Karl-Marx-Oberschule«, einer Art Kaderschmiede fast. Sofort wurde ich, wohl dank der Zuweisung aus der Präsidialkanzlei, zum »Klassenkommandeur« ernannt und scheiterte kläglich. Es wurde mir bereits zum Ekel, zu jedem Stundenbeginn zu bellen: »Klasse 9b3 mit 26 Schülern zum Unterricht angetreten!« Vor Dimitrij Kalinskij, einem Ex-Militär, dann auch noch in Russisch, das wurde zur unüberwindbaren Barriere. Ich überredete eine Mitschülerin, zumindest für den Russisch-Unterricht diesen Part zu übernehmen. Diese Anstalt war durchzogen von einem »Kommandeursystem«. In jeder Klasse gab es einen Sportkommandeur, einen Schulspeisungskommandeur, einen Kulturkommandeur, vier wöchentlich rotierende Kommandeure fürs Allgemeine, die jeden Morgen vor Direktor und FDJ-Sekretär zum Befehlsempfang anzutreten hatten, und dann eben den Klassenkommandeur schlechthin.

»Heimat im sonnigen Kleide,  
wagt es die feindliche Gier,  
werden wir sieghaft dich hüten.  
Heimat, das schwören wir Dir!«

grölten wir verdrossen zu den wöchentlichen Fahnenappellen vor uns hin. Und so schworen wir uns durch die Schuljahre, oder taten zum Appell dem Karl Marx huldigen, dem dergleichen wohl ein Gräuel gewesen wäre:

»Sein rotes Banner vor uns her  
erstürmen wir den Sieg.  
Der Friede schultert sein Gewehr  
und schützt die Republik.«

Immerhin, das Gewehr mussten wir nicht schultern in diesen Schuljahren. Meinen Bruder Frank, fünf Jahre vor mir in die nämliche Anstalt geraten und dort alsbald Schulsprecher der FDJ, hatte ich noch sechzehnjährig mit Knarre über der Schulter beim Marschieren bewundern dürfen. Wir, in den späten 1950er Jahren, wurden nur noch mit Gleichschritzübungen und eben mit Kampfliedergegröle maltrahiert. Vom jährlichen Kampfliederwettbewerb der Schulklassen wurde ich freilich bald freigestellt. Die schrille Falschheit meiner Tonlagen brachte jeden Chor zum Scheitern. Das war keineswegs gewollt. Ich konnte einfach nicht singen. Eine Zeit lang musste ich noch dabeistehen und schweigend das Maul öffnen und schließen. Als sänge ich mit. Meinem Bruder war das Militärische, überhaupt eine straff geführte Gemeinschaft mit klarer Ideologie, weniger zuwider als mir. Und so blieb die Erinnerung an diesen vielversprechenden Kader, der sich nach dem Abi zur Offizierslaufbahn bei der Luftwaffe hatte gewinnen lassen, das Vorbild, mit dem ich von der Schulobrigkeit verachtungsvoll verglichen wurde.

Schon im zehnten Schuljahr wäre meine Oberschulzeit fast wieder zu Ende gewesen. Ich hatte mich mit dem Fahrrad nach West-Berlin aufgemacht, der Internationalen Bauausstellung im Tiergarten wegen. Den Stalinbarock in den Stadtzentren empfand ich als beleidigend und atmete bei Mies van der Rohe, Le Corbusier und all den lichtvollen Glas- und Stahlkonstrukten der wirklichen Moderne ein Lebensgefühl, das Weite und Raum verhieß. Ich schlief im Tiergarten im Gebüsch, dann in einer Turnhalle, und machte mich nach zwei Tagen auf den Rückweg. Leider fiel die linke Pedale ab, so dass ich die 178 Kilometer mit der einen verbliebenen Pedale runtertreten musste und einen Tag zu spät wieder in Leipzig auftauchte. Mein Vater hatte in der Schule irgendeine Entschuldigung zusammengelogen und wurde bei dieser Gelegenheit eindringlich gebeten, mich von dieser Anstalt

zu entfernen. Ich sei nur an Clownerien interessiert und an Provokationen, würde penetrant und permanent stören, zöge jedwede Disziplin ins Lächerliche und das bei ziemlich dürftigen Leistungen. Vater war fast soweit, tieftraurig nachzugeben. Doch Mutter stellte sich empört und störrisch quer und sah die Probleme eher in der Lehrerschaft. Ich blieb. Entscheidend für die Bewerbung auf den gewünschten Studienplatz war schließlich erst das Zeugnis des elften Schuljahres.

Eine seltsame Gestalt schlurfte durch die Korridore dieser Schule, hinkend mit beiden Beinen, mit herabhängendem runden Glatzengesicht, formlosem Anzug und einer stets offenen schmutzigen Aktentasche. Ich glaubte zunächst, ein Penner habe sich ins Gebäude verirrt, erfuhr aber bald, dass der Mann der Parteisekretär war und zudem in seinen Klassen beliebt, da verständnisvoll, milde und mit treffsicherem Sarkasmus. Gestapo-Verhöre hatten sein Nervensystem und seine Gesundheit ruiniert. Ganz anders der Direktor. Kerniges klares Auftreten. Mitglied der SED-Kreisleitung. Er hatte im spanischen Bürgerkrieg gekämpft, bei der Legion Kondor freilich, auf Seiten Francos. Ihm zur Seite die Vize-Direktorin, einst engagierte BDM-Führerin und dies hin und wieder unaufgefordert und reuevoll bekennd. Jetzt wollte sie das wiedergut- und alles richtig machen und tat im Grunde das Gleiche wie früher auch. Das Verhältnis zwischen diesen beiden und den Altkommunisten aus dem Widerstand war frostig.

Bei allem Angewidertsein von der Realität dieser »Republik« war die reine Lehre von der Selbstbefreiung der Arbeiterklasse und sonstiger Unterdrückter als historisches Gesetz doch von großer Faszination. Mit Fünfzehn hatte ich mich zum zwiespältigen Erstaunen von Lehrern durch das Kommunistische Manifest gegraben, ja dieses Papier gar von Seite eins an auswendig zu lernen versucht, dann einen »Zirkel Junger Sozialisten« in der Klasse gegründet, der sich die grandiosen